Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 265 Bydgoszcz / Bromberg, 19. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(5. Fortsetzung.)

Kein Wunder, daß der Eigentümer dieses Gehöfts die günstige Lage seines Besitzes nach Kräften ausnützte und es zum ungekrönten Schmugglerkönig der westlichen Grenzhälfte brachte. Er hat den Ruf, daß alles, was durch seine Hände geht, sei es nun Alkohol, Menschenware oder Rauschgift, ungefährdet ans Ziel, in das Dollarland kommt. Doch die Handelsbilanz von „La Frontiera" ist deswegen nicht passiv für die Staaten; diese liefern als Austauschgüter nach Mexiko Waffen, Munition, Seidenwäsche und steckbrieflich verfolgte Gangster und Viehdiebe. Eine Hand wäscht die andere und die Hände in die Pedro klingende „Provisionen" drückt sind teils braun, teils weiß.

Eine wallende Staub- und Sandwolke nähert sich von Westen her Agua Prieta. Aus der Wolke dröhnt das schwere Keuchen eines Motors, das Rattern und Schlagen von Rädern und Blech. Der Chauffeur und die vier Fahrgäste halten sich am Steuer und an den Bordrändern des dampfenden Fordwagens, schnellen bei jeder Unebenheit der sogenannten Straße hoch und fallen wieder zurück auf die harten, ausgeleierten Spiralfedern der Sitze. Tiefschwarze Hornbrillen schützen ihre Augen vor dem grellen Sonnenlicht, feuchte Tücher wehren dem Staub und Sand den Eintritt in Mund und Nase. Sonst ist jedes freie Fleckchen des Gesichts, der Kleidung und des Wagens von einer fingerdicken weißen Kruste überzogen.

Vor sechs Stunden haben die Fünf den Zug in Magdalena, zwei Stationen vor Nogales, unauffällig verlassen, den bereitstehenden Fordwagen bestiegen und den Kampf mit den Tücken der kaum sichtbaren Straße aufgenommen. Ein ewiges bergauf und talab, über kahle, glühende Kämme, durch ausgetrocknete, zerrissene Flußläufe, immer wieder aufgehalten durch das Kochen des Kühlwassers, durch Reifenschäden und durch das Versanden der Steuerung. Sechs Stunden lang kein Schatten, kein kühlender Luftzug, rechts und links nichts anderes als die starren, harten Formen von Hunderten von Kakteenarten. Sie sind die richtigen Kinder dieser Stein- und Sandwüste. Auffallend in ihren Formen, bald Orgelpfeifen, bald Leuchtern, bald Schlangennestern gleich, und doch starr wie das Land um sie; erfüllt von seltsamem, unheimlichem Leben und doch wieder leblos, tot wie die Wüste, der sie entsprießen.

Bei Einbruch der Dämmerung erreicht das Auto den letzten Höhenkamm, in nicht allzuweiter Ferne schimmern die spärlichen Lichter von Agua Prieta den aufatmenden Fahrgästen entgegen. In dem Scheinwerferkegel hält quer über die Straße ein Reiter.

„Hallo! Vic?"

„Ja, bist du's, Frank?" schreit der Mann am Lenkrad erleichtert zurück.

„Blende ab und fahre mir langsam nach!" Klappernd zottelt der Ford hinter dem Reiter her, fährt durch pfadlosen Sand in einem großen Bogen um Agua Prieta herum, nimmt ein Stück von Pedros Lattenzaun mit und hält endlich in einer schiefen Bretterbude.

„Herzlich willkommen, Vic!" Der Reiter schüttelt die Hand des Fahrers.

„Auch hier alles in Ordnung?" fragt Vic.

Klappt vorzüglich! Morgen kann es losgehen. Also das sind die vier Schäflein? Kommt mit, Freunde!" Frank führt die Vier in den Hintergrund der Garage, reißt eine versteckte Falltür auf und verschwindet mit ihnen in dem gähnenden Abgrund. Einige Minuten später ist er wieder neben Vic. „So, wieder ein Stück weiter und wieder ein Stück näher an Tampico."

„Aber man muß den armen Chinesen doch etwas zum Waschen, zum Essen und zum Trinken geben!" meint Vic, dem die vier von ihm zurechtgekneteten „Chimoamerikanos" in der Zeit der Proben recht ans Herz gewachsen sind.

„Kümmere dich nicht darum!" beruhigt ihn Frank. „Das unterirdische Hotel Pedros sorgt für seine Gäste!"

An dem „internationalen Tisch" in der Gaststube des Schmugglerkönigs sitzen vier Männer. Der Wirt selbst, ein rothaariger untersetzter Kerl mit einem Fuchsgesicht, Ashly und die beiden Freunde.

„Ich habe euch nicht viel zu sagen", beginnt Vic mit müder heiserer Stimme, „ich glaube die vier Chinesen unauffällig hierhergebracht zu haben. Wie ich sie für die kommenden Gefahren vorbereitete, werde ich euch vielleicht ein andermal erzählen, wenn ich mir den elenden Wüstensand hinabgespült habe. Freund Leßner hat mir eben mitgeteilt, daß die Sache morgen losgehen soll. Was habe ich dabei zu tun?"

„Ich will Ihnen den Plan in ganz kurzen Worten bekanntgeben", erwidert Ashly, „denn Sie brauchen Ruhe. Sie bringen morgen abend die Ware auf den Frachtenbahnhof von Douglas. Ihr Freund begibt sich mit diesem Ausweis als harmloser Gast um acht Uhr abends nach Douglas, in Mc Allisters Gasthaus. Punkt zehn Uhr verläßt er das Lokal und besteigt die Chryslerlimousine mit dem Kennzeichen NM 9243, die vor der Tür bereitsteht. Die Straße nach Wilcox läuft eine kurze Strecke neben dem Frachtenbahnhof; dort steigen Sie mit den Chinesen zu."

„Kommen Sie denn nicht mit uns?"

„Nein, ich fahre morgen nachmittag voraus, um die Übernahme der Chinks in Wilcox vorzubereiten und erwarte euren Wagen ab zwei Uhr morgens vor Wilcox. Dort ist eure Aufgabe zu Ende." Seine tückischen kleinen Augen fliegen von einem zum andern, ohne den festen Blicken der beiden länger standhalten zu können.

„Und was ist's mit den zweitausend Dollar?" fragt Frank gedehnt.

„Die bekommt ihr in Wilcox!" poltert Ashly und schlägt mit der Faust auf den Tisch. „sehe ich aus wie einer, der euch um euer Geld betrügen will?"

„Yes Sir!" bestätigt ihm seelenruhig Vic. Ashly geht mit purpurrotem Gesicht hoch und greift nach einer Bierflasche.

„Halt, halt!" mischt sich zum erstenmal Pedro ins Gespräch und zwingt den Erregten mit einem harten Griff auf den Sitz zurück, „bei mir nicht! Die zwei haben ganz recht, es gebührt ihnen eine Anzahlung. Und auch ich warte noch auf meinen Anteil."

Ashly macht einen mißlungenen Versuch, seinem Tomatengesicht ein versöhnliches Lächeln aufzusetzen, holt ein dickes Bündel Banknoten aus der Tasche und zählt den beiden Freunden tausend Dollar auf den Tisch. „Den Rest in Wilcox!" knirscht er und sein Gesicht wird eine hämische Fratze. Befriedigt streift auch der Schmugglerkönig seinen Anteil ein.

„Und was sollen wir machen, wenn uns ein Emigrationsauto angeht?" fragen die beiden Freunde.

„Keine Gefahr", schmunzelt Don Pedro, „ich habe die betreffende Stelle durch einen falschen Brief verständigt, daß morgen nacht bei Naco eine große Sache im Zuge ist. Dort werden sie lauern, die Straße von Douglas nach Wilcox wird bestimmt frei sein. Hinter der Fünfzig-Meilen-Grenze hört die Grenzkontrolle ohnedies auf. Und die ist auf eurer Straße ein gutes Stück vor Wilcox." Aus einem versperrten Wandschrank holt er eine verstaubte Flasche echten Canadian-Club-Whisky und schenkt vier Gläser voll. „Auf gutes Gelingen, amigos!" hebt er das Glas und denkt dabei an die morgige Aktion.

„Auf gutes Gelingen!" wiederholen Frank und Vic und denken dabei an John Dodson, an das kostbare Dokument in ihrer Tasche, an Tampico und das Zauberwort Öl.

„Auf gutes Gelingen!" echot auch Ashly; was er dabei dachte . . .

*

Eine versteckte Seitentür auf der amerikanischen Seite des Lattenzaunes von „La Frontiera" öffnet sich behutsam, zwei Gestalten, eine größere und eine kleinere, schleichen gebückt heraus und verschwinden im Dunkel der Nacht. Nach wenigen Minuten stolpern sie über ein paar Erdhügel, gewahren in der Dunkelheit vor sich die Schatten von Kreuzen: der Friedhof von Douglas. Kein Mensch weit und breit. In eiligen Schritten streben sie dem Ausgang zu, treten auf die spärlich beleuchtete Straße, die nach Douglas führt. Dort mäßigen sie ihre Schritte, Vic Kroll zieht den zitternden Arm des Chinesen unter den seinen. Die Lichter der Stadt nähern sich, die Straße wird belebter. Vic verwickelt seinen Begleiter in ein lebhaftes, wortreiches Gespräch über die Weizenpreise, bekommt von „William" einsilbige, nicht immer passende, aber gut amerikanische Antworten. Sie tauchen in das helle Licht der Hauptstraße, — die Tür eines Gasthauses öffnet sich, der Arm „Williams" zuckt heftig zusammen. Ein baumlanger Grenzbeamter tritt auf die Straße, streift im Vorübergehen die Schulter des Chinesen.

„Beg pardon!" sagt der kleine Chino und hebt nachlässig den Finger an den Rand des Hutes.

„Gut gemacht!" flüstert ihm Vic zu und beschleunigt ein wenig seine Schritte. Douglas ist halb durchquert, sie gehen auf der Straße, die nach Norden führt. Zur rechten Hand liegt der weitverzweigte Rangierbahnhof von Douglas in tiefem Dunkel, das nur da und dort von den kreisenden Laternen der Bahnbeamten unterbrochen wird. Vic macht am äußersten Ende des Bahnhofs eine leere Wagenreihe ausfindig, schiebt den Chinesen in einen gedeckten Waggon und eilt denselben Weg zurück, um die drei andern zu holen.

Unterdessen sitzt Frank vor der zweiten Flasche in McAllisters Gasthaus und sieht alle fünf Minuten auf den Zeiger seiner Armbanduhr, der mit quälender Langsamkeit dem Zehner zukriecht. Endlich ist es so weit, er zahlt und tritt hinaus auf die Straße. Vor der Tür steht die grüne Chryslerlimousine. Frank sperrt den Wagen auf und will eben einsteigen, als ein Knall ihn zurückreißt. Ein Auto steht schief über die Straße, der Chauffeur steigt aus und stellt fluchend fest, daß ein Reifen geplatzt ist. Auf der Straße liegen zerstreute Scherben einer Fruchtsaftflasche. Frank starrt grübelnd auf die Glassplitter und kehrt zurück in den Wirtsraum.

„Hallo, Boß, kann ich für meine Frau eine Kiste dieser Apfelsinenlimonade mitnehmen, die ich bei Ihnen getrunken habe? Sie ist ausgezeichnet und bei uns daheim nicht zu bekommen." Geschmeichelt läßt der Wirt ein Kistchen mit zwölf Flaschen in den Wagen verladen. Frank zahlt, steigt ein und startet.

Zehn Uhr fünf. Langsam, lautlos gleitet der Wagen über die gepflegte Autostraße, die nordwärts gegen Wilcox führt. Die Lichter der Bahnbeamten auf dem Rangierbahnhof reißen rote Lichtkreise aus dem Dunkel. Doch dort, ganz am Ende, flammt in kurzen Intervallen ein ruhiges Licht auf. Frank schaltet die Scheinwerfer aus, hält, öffnet die Tür. Fünf Gestalten huschen in den Wagen, der Motor fühlt Gas, der Wagen fährt an. Neben Frank sitzt zusammengeduckt die Chinesin, die drei Männer hocken am Boden des Wagens, auf dem Rücksitz zwängt sich Kroll neben die Kiste mit den Flaschen.

„Was soll die Kiste, Frank?" schreit er seinem Freund ins Ohr.

„Zur Förderung des Reifenverbrauchs", ist die etwas rätselhafte Antwort.

Der Motor brüllt, der Wagen zittert und bebt; wie Gespenster huschen die dunklen Umrisse einzelner Bäume vorüber. Die betonierte Straße führt fast schnurgerade nördlich, rechts und links weite, sandige Ebene. Die Nacht ist günstig, dunkel durch dichte Wolken. In rasendem Tempo geht es weiter. Da, vorne der weiße Kegel eines Scheinwerfers! Frank preßt die Hände fest an das Steuer, gibt Vollgas und rast ihm entgegen.

„Keine Angst, Privatauto!" zischt ihm sein Freund ins Ohr. Frank gibt knapp vor dem Wagen ein kurzes, grelles Zeichen, und huscht wie ein Schatten vorbei. Weiter, weiter! Der Zeiger tanzt zwischen sechzig und siebzig Meilen. So oft die Straße gerade läuft, wirft Frank einen Blick auf die Uhr. Zehn Uhr fünfzig! Bei dieser Geschwindigkeit müssen wir in zehn Minuten über die Fünfzig-Meilen-Grenze sein, zuckt es durch sein Hirn. Mit einem Gefühl der Erleichterung lockert er den Fuß am Gashebel, lehnt sich aufatmend zurück.

Da greift ihm ein grausames, grellweißes Licht in die Augen. Geblendet tritt er unwillkürlich die Bremse, knirschend schleifen die Reifen über den Asphalt. Harte Finger krampfen sich in seine Schultern.

„Weiter, Frank, ein Fremdenauto quer zur Straße! Rechts herum!" Halbblind ohne zu denken, nur unter dem Einfluß der befehlenden Stimme Vics, reißt er den Wagen nach rechts. Die Räder ächzen über einen seichten Graben, über Geröll und Steine, bohren sich durch Sand und Staub.

„Zurück auf die Straße und Vollgas!" Ein Riß nach links, der Kühler geht hoch, der Wagen erklimmt die Straße, die Gummis fassen wieder den Asphalt. Pfeifend sausen ihnen die ersten Kugeln nach. Frank gleitet auf dem Führersitz nach vorne, um sich ein wenig zu decken, nimmt eine Hand vom Steuer und drückt die kleine Chinesin zu Boden. Von rückwärts fließt eine Flut von Licht über sie, das Emigrationsauto hat die Verfolgung aufgenommen. Ununterbrochen zischen Kugeln vorbei; Vic hat das rückwärtige Fenster durchstoßen und erwidert das Feuer. Ein Treffer in die Reifen wäre bei dieser rasenden Fahrt für beide Wagen das Verhängnis. Klirrend geht die Windschutzscheibe in Trümmer, scharfe Glassplitter bohren sich in Franks Gesicht.

„Wir gewinnen Raum!" schreit frohlockend Vics Stimme. Das Licht der verfolgenden Scheinwerfer wird schwächer, die Kugeln kommen seltener.

(Fortsetzung folgt.)

Das grüngläserne Meer.

Heiteres Anekdötchen von Fritz Georg Dietrich.

Damals hielt es noch jeder Münchener Hausvater für unschicklich, nicht wenigstens ein Gemälde als Beweis seiner kgl. bayerischen Kunstverständigkeit an die Wand zu hängen. War er Geschäftsmann, so gelangte er ohnehin dadurch zu diesem köstlichen Besitz, daß er ab und zu einen halben Quadratmeter Kunst vom Hersteller als Zahlung für Lieferungen hinnehmen mußte. Andere opferten allerdings gelegentlich auch bare Münze für den Ankauf, und da es außerdem Fremdlinge gab, die sich auf der Durchreise gedrungen fühlten, ein Münchener echthandgemaltes Ölbild mit nach Hause zu nehmen, wurde für diese Zwecke in den Schwabinger Ateliers jederzeit Geeignetes bereitgehalten.

Auch dem erst kürzlich nach der Residenz versetzten Versicherungsdirektor, Oberleutnant a. D. von Zauner wurde die Notwendigkeit klar, sein Heim ortsüblich zu verschönen. Sein einziges Kind hatte sich mit einem Kieler Reichsmarineingenieur verlobt. Auf diese Verbindung der Isar mit den Gestaden der Kieler Bucht mußte der Gegenstand zweier Pendantbilder Bezug nehmen. Sein Plan stand fest, links eine Berglandschaft, rechts das gewaltige offene Meer, zu Ehren des Bräutigams von einem Panzerschiff in voller Fahrt durchschnitten.

Von einem zum andern Kunstladen wanderte der Subdirektor, ohne ein einziges Marinestück zu finden. „Was sollt' auch a Marinemaler hier bei uns?" lachte ein Kunsthändler. „Überhaupt gehn S' mir ab mit Wasser!" Schließlich besann er sich aber darauf, daß der Schoder-Loisl was davon verstehen müßte, der seit Jahr und Tag nichts als Königs-, Starnberger- und andere Bergseen pinselte.

Zauner suchte den Maler dieser kühlen Feuchtigkeiten auf. Schoder äußerte zwar Bedenken, aber wer läßt sich einen Auftrag entgehen? Gab's in den Museen nicht genug Vorbilder, aus denen man das noch nie gesehene wogende Meer sich abgucken könne? Man wurde handelseinig. Wäre der Preis nicht so bescheiden gewesen, dann würde der gewissenhafte Loisl sofort zu einer Studienreise an die Wasserkante aufgebrochen sein. Im Gespräch erweckte er aber den Anschein, als hätte er von früher her sämtliche Meeresstimmungen in der Westentasche. Trotzdem hatte sich Zauner vorbehalten, die Arbeit von Zeit zu Zeit besichtigen zu dürfen, denn da er vor Jahren eine Tagestour nach Helgoland gemacht hatte, hielt er sich für einen gründlichen Kenner der Nordsee. —

Der junge Maler pinselte lustig drauflos. Zauner machte von seinem Besuchsrecht ausgiebig Gebrauch, jedesmal drang er auf weitere Steigerung des Wogenrasens. Dagegen gefiel ihm das Kriegsschiff ausgezeichnet. Schoder hatte zwar ein solches noch nie zu Gesicht bekommen, aber an Hand von Photos und Postkarten war ihm das Ungetüm recht achtunggebietend gelungen. Um so mehr als er alle die auf seinen Vorlagen nicht deutlich erkennbaren Schiffsteile wirkungsvoll hinter den Rauchschwaden der Schornsteine verschwinden ließ.

Wieder war ein Besuch des Direktors vorüber. Diesmal hatte er das Undurchsichtige der Wellenberge zu beanstanden gehabt: „Es kann ja sein, Meister, daß sich Ihnen das Meer auf Ihren Seereisen so gezeigt hat, indessen, ich kann Ihnen die Versicherung geben, bei mir war es wie das herrlichste grüne Glas. So möchte ich es haben."

Vergebens durchforschte Loisl nun abermals die Sammlungen nach so einem richtig grüngläsernen Glasmeer. Sein Gspusi, die Teres', begann bei seiner Entmutigung schon um den ihr versprochenen Hut zu bangen, denn der seekundige Mäzen wurde nachgerade ungeduldig. Darum platzte sie eines Tages erregt in das Atelier: „Weißt, Loisl, so schafft das net. Ich hab dir den Bichler hergebeten, der wo scho an Nam' hat und sich mit den verrückten Ideen der Kundschaft auskennt, der muß helfen."

Bald darauf hörte sich besagter Bichler die künstlerischen Nöte seines jungen Kollegen an. Nochmals beäugte er dann das Bild: „Wär' schon recht, mei Liaber. Für mich schaut dös wie Meerwasser aus. Wenn aber der Besteller durchaus Glaswasser verlangt, na, da muß mr ihm halt den G'fallen tun, sonst glaubt der net an Ihre Kunst." — „Ich bring's net übers Herz!" stöhnte Schodler. „Ach was", lachte der Ältere gemütlich, „auf a bissl Luderei darf's manchmal net ankommen." Er goß dabei den Rest Terpentin aus einer Weinflasche, zerschlug diese mit dem Stiefelknecht und warf die Stücke auf das Fensterbrett. „So, das mal'n S' dem jetzt und obenauf den Schaum von aoner Maß!"

Loisl entsetzte sich, kämpfte jedoch nach einem Abtasten seiner Börse die Gewissenbisse nieder und bannte knirschend Glas und Spritzer auf die Leinwand.

Beim nächsten Eintreffen des gestrengen Auftraggebers gebärdete sich dieser restlos entzückt: „Wunderbar! Das haben Sie ganz der Natur abgelauscht. Ihre Erinnerung hat Ihnen wieder die Urkraft des Elements, durch das machtvolle Gebilde menschlichen Erfindergeistes bezwungen, offenbart!" Loisl Schoder warf einen verstohlenen Blick nach der Kiste, in die er noch rechtzeitig hatte das Ersatzurelement verschwinden lassen können. Schmunzelnd strich er die erhaltene Zahlung ein. Ihm blieb der Trost, daß bei Zauner nicht viele sein Kunstwerk vor Augen bekommen würden. Mochte dort fortan das machtvolle Menschengebilde majestätisch die schäumenden Flaschenscherben durchschnorpsen

---

Zwillinge.

Von einem sonderbaren Fall von Schicksalsverbundenheit und Fernwirkung zwischen **Zwillingen** berichten französische Zeitungen. Zwei brasilianische Zwillingsbrüder, **Fernando und Diego Bontales**, zeigten seit ihrer frühesten Kindheit sonderbare Parallelismen in ihren Lebenserscheinungen. Daß die Kinderkrankheiten — Masern, Scharlach usw. bei ihnen gleichzeitig auftraten, erklärt sich aus der trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei Infektionskrankheiten oft unvermeidlichen Ansteckung auf selbstverständliche Art. Doch schienen die beiden Brüder immer durch ein geheimnisvolles Band verknüpft. Stürzte der eine beim Schlittschuhlaufen und verstauchte sich den Fuß oder fiel der andere vom Fahrrad, so durfte man dessen sicher sein, daß dem anderen das gleiche Mißgeschick widerfahren würde. Die Schulerfolge und Mißerfolge der beiden Knaben wiesen die gleiche Kurve auf. Aber auch später, als ihre äußeren Lebensformen einander unähnlicher wurden, blieb zwischen ihnen ein geheimnisvoller Zusammenhang bestehen.

Fernando Bontales wurde Farmer, er hatte Landwirtschaft studiert, und bewirtschaftete seine Plantagen nach den modernsten wissenschaftlichen Grundsätzen. Diego Bontales wurde Industrieller, er unternahm ausgedehnte Reisen, hielt sich wiederholt in Europa auf und vermählte sich mit einer Pariserin, während sein Bruder eine Brasilianerin heiratete. Die Zwillinge waren also ganz verschiedene Wege gegangen. Aber der seelische Rapport blieb bestehen. Es wirkte sonderbar, wie sich etwa die Ehen dieser beiden Männer ganz parallel entwickelten. Beide waren drei Jahre lang verheiratet — der eine in Südbrasilien, der andere in England — erlebten im vierten Monat der Ehe einen Autounfall, der verhältnismäßig glimpflich verlief. Bei beiden Brüdern nahmen die Ehen gegen Ende des dritten Jahres einen unglücklichen Verlauf und wurden bald nachher geschieden.

Auch die Kurve der Berufserfolge — in so völlig verschiedenen Sphären sie auch verlief — zeigte eine auffallende Übereinstimmung. Um die gleiche Zeit etwa, in der Fernando durch eine Mißernte schwer geschädigt wurde, erlitt Diego durch eine Fehlspekulation einen großen Verlust. Das Seltsamste aber bestand darin, daß sie oft, mochten sie durch viele tausend Kilometer getrennt sein, durch ein untrügliches Gefühl voneinander wußten, wie es dem andern ging. Sie sind beide gleichzeitig ums Leben gekommen. Der eine geriet auf seiner brasilianischen Farm in eine Dreschmaschine und wurde zermalmt. Der andere wurde — zur selben Stunde — in Marseilles von einem Lastwagen überfahren. Beide waren noch etwa eine Stunde nach dem Unfall bei Bewußtsein und jeder erklärte den am Sterbelager befindlichen Personen, er habe die Empfindung, daß sein Bruder schwer verletzt sei. Gewiß eine unerklärliche, geheimnisvoll anmutende Wirkung in die Ferne . . .

Gut erhaltener Otto zu verkaufen.

Humoreske von Jobst Jupp.

Nach dreijähriger, wenn auch nicht sehr billiger Kameradschaft verrieten wir unseren Otto durch folgendes Inserat:

„Kleinauto, gut erhalten, preiswert zu verkaufen."

Eine halbe Stunde nach Erscheinen der Anzeige begann sich ein Strom von Schmähreden über unseren lieben Otto zu ergießen. Männlein und Weiblein aus allen Windrichtungen der großen Stadt strichen scheeläugig um den fein gemachten Otto herum und machten ihn schlecht. Gewiß, er war nicht mehr der Jüngste; aber seit wann ist es Sitte, einem Großvater ins Gesicht zu sagen, daß ihm bereits der Kalk aus den Hosen riesele?

Der erste, der kam, trat den lieben Otto gegen die Reifen, daß er in allen Federn ächzte. „Luft hält er wenigstens!" sagte er. Bei solchen Fußtritten die Luft zu halten, wäre auch für ein jüngeres Geschöpf als Otto eine Leistung. Dann begann er den Motor auseinander zu basteln. Erst unsere schüchterne Frage, ob er ihn denn auch wieder zusammensetzen könne, bot seinem kühnen Tun Einhalt. Mit dem knurrigen Bemerken, daß er keine Katze im Sack kaufe, empfahl er sich.

Der zweite war offenbar dem Fahrlehrer mehrere Stunden vor Beendigung des Kursus entwichen. Er klemmte sich mutig ans Steuer, sprach von Volant, Schalt- und Armaturenbrett, drückte die Hupe, daß sie aufschrie, und begann mit der sachlichen Grausamkeit eines Folterknechtes im Getriebe herumzurühren. Er nannte dieses mörderliche Treiben den Versuch, ob man den Wagen noch geräuschlos schalten könne. Er konnte es jedenfalls nicht! Dem guten Otto waren noch nie in seinem Leben auf so wüste Art die Zähne geputzt worden. Er wehrte sich knarrend und knirschend, aber schließlich gelang es seinem Peiniger, den ersten Gang dohin zu bringen, wohin er gehörte. Darauf trat er mit der gleichen Energie den Gashebel. Otto hoppelte mit den Sprüngen eines gehetzten Kaninchens jählings auf den Bürgersteig und hielt mit abgewürgtem Motor haarscharf vor der nächsten Laterne. Wie ein Herrenreiter, der den verwegensten Hengst einer großen Koppel zur Strecke gebracht, entstieg der seltsame Herr dem Wagen und verkündete hoheitsvoll: „Die Karre liegt mir nicht. Ich brauche ein ruhigeres Temperament . . ." — „. . . und noch mindestens 25 Fahrstunden!" rieten wir ihm freundlich. Da entwich er errötend.

Der nächste war ein Fachmann. Er hatte die Gewohnheiten eines berühmten Spezialarztes. An Stelle des Hörrohres bediente er sich eines Schraubenziehers und horchte damit angestrengt am Zylinderkopf herum. Wir erwarteten von seiner Diagnose mindestens die Feststellung einer linksseitigen Rippenfellentzündung unter Beeinträchtigung des rechten Lungenflügels. Er aber sprach: „Zweiter Kolben von rechts klopft metallisch!" Dann zog er den Ölmeßstab heraus und roch anständig daran. Die Diagnose lautete: „Ölwechsel dringend nötig!" Darauf verschwand der Onkel Doktor bäuchlings unter dem Wagen. Als wir bereits fürchteten, ihn in diesem Leben nie wieder zu sehen, tauchte er mit ölverschmiertem Antlitz auf, reinigte sich die Finger an der Polsterung, als ob er es gewohnt wäre, zuhaus das Buttermesser am Sofa abzuwischen, und behauptete entschieden, der Wagen sei dreihundert Mark weniger wert, als wir haben wollten. Für den Rest hätten wir uns zwei kleine Helle und eine Bockwurst kaufen können. Wir verabschiedeten den Fachmann mit bestem Dank für seine lehrreichen Vorführungen.

Die nächsten Interessenten gefielen uns viel besser. Sie waren im Alter unserer Großeltern und betätschelten Otto wie ein junges Ehepaar den ersten Kinderwagen. „Sieh mal, Edgar!" sagte sie, „ganz blau ist es!" Edgar tat sehr sachverständig und erkundigte sich nach der zurückgelegten Kilometerzahl. „40 000?" staunte er. „Hast du das gehört, Liesbeth, 40 000! Das muß ein sehr guter Wagen sein." — „Denk mal an!" meinte Liesbeth, „und unser Schwager ist bereits mit 50 Kilometern gegen einen Brückenkopf gefahren und dabei sehr verletzt worden." Nach einer Minute stillen Gedenkens für den sehr verletzten Schwager erinnerte sich Edgar einer ärztlichen Verordnung, die ihm vorschriebe, möglichst viel an der frischen Luft zu sein; er zöge es daher vor, einen offenen Wagen zu fahren. Schade, sagten wir; denn wir sahen Otto bereits in der Obhut dieses vorsichtigen Großvaters ein stilles, behutsames Gnadenbrot genießen.

Was nach ihnen kam, war ein Aufmarsch der Mies- und Schlechten-Leumund-Macher. Als sie verschwanden, wußten wir, daß Otto kein Anzugsvermögen mehr besäße, daß seine Reifen nur noch den Wert abgetragener Gummiabsätze und seine Federung den Charakter eines unnachgiebigen Bureauschemels hätte; die Lichtmaschine läge in den letzten Zügen und der Starter sei Glückssache; sein Äußeres mache ihn zu einem Glanzstück der historischen Abteilung des Deutschen Museums, und der Motor könne bestenfalls noch eine Waschmaschine, keinesfalls aber ein neuzeitliches Verkehrsmittel in Bewegung setzen. Seinetwegen müßten die Reichsautobahnen mit einem Seitenpfad versehen werden, auf dem man ihn am Bindfaden hinter sich herziehen könne. Daß trotzdem noch einige von diesen herzlosen Übelrednern geneigt waren, den guten Otto — wenn auch weit unter Preis — zu kaufen, schien uns der Ausdruck einer grenzenlosen Güte zu sein.

Während wir noch mit uns zu Rate gingen, ob wir Otto schnöde an einen von diesen Kennern verschleudern oder ihn lieber als Erinnerungsstück in der guten Stube aufbauen sollten, erschien der „Dumme", auf den wir den ganzen Tag gewartet hatten. Er behauptete, noch nie einen so alten und doch so gut gepflegten Wagen gesehen zu haben. Marianne verriet aus lauter Dankbarkeit, der Wagen höre auf den Namen Otto und verbrauche mindestens zehn Liter Benzin. Aber der liebenswürdige Ahnungslose entkräftigte diesen Beweis von Verkaufstalent mit der Erzählung, sein Onkel führe einen großen Sechssitzer, der söffe nicht weniger als 25 Liter Benzin!

Nachdem der Ahnungslose noch freudig bestaunt hatte, daß man durch die Windschutzscheibe, die infolge der diesjährigen Hitze die Klarheit einer schlecht gespülten Milchflasche angenommen hatte, überhaupt noch hindurchsehen konnte, brach er in jähes Entzücken darüber aus, daß Ottos Motor einen solchen Lärm mache. Das zeuge jedenfalls von einer unbändigen Kraft. Als er uns dann gestand, aber nur 50 Prozent des verlangten Kaufpreises zur Verfügung zu haben, waren wir zwar voller Zweifel, ob wir einen Wagen verkaufen sollten, der offenbar die modernsten Erzeugnisse der Automobiltechnik bei weitem übertraf; aber wir entsannen uns unserer Tante Eugenie, die ihren Kanarienvogel sogar verschenkt hatte, um ihn ja in guten Händen zu wissen.

Nachdem der Ahnungslose solchermaßen unsere Herzen gewonnen und seine mühsam ersparten 50 Prozent hinterlegt hatte, verschwand er mit dem knallenden und quietschenden Otto in einer selbsterzeugten blauen Wolke.

Der Schupo an der nächsten Ecke aber notierte sich Ottos Nummer, weil soviel Qualm und Krach selbstverständlich polizeilich verboten sind.



Lustige Ecke



Die Verwechslung im Kino.



„Aber Liebling, ich schwöre, daß ich glaubte, daß du er warst, die rechts neben mir saß!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.